Geschichtswissenschaft in Begutachtung : ein weiterer Kommentar

Autor(en): **Mathieu, Jon**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 2: **PflegeKrisen = Crises des soins**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-391048

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Geschichtswissenschaft in Begutachtung

Ein weiterer Kommentar

Jon Mathieu

In der *traverse* 2011/2 geben Monika Dommann und David Gugerli «acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart» ab, um die Geschichtswissenschaft zu «begutachten» und eine zukunftsgerichtete Debatte anzuregen. Sie halten dafür, dass das Fach zu den Wachstumsverlierern der letzten Jahre gehöre und dies vor allem mit seiner im Vergleich zu den Wachstumsgewinnern wie Psychologie, Soziologie, Politologie und Ökonomie wenig formalisierten Methode zusammenhänge. Der Kern der historischen Methode sei die Quellenkritik, welche – auch gemäss Marc Bloch – stets eine Kunst bleibe. Vielleicht müsse sich die Geschichtswissenschaft also eher beim Bundesamt für Kultur als beim Nationalfonds um die Finanzierung der Forschung bemühen.[1]

Gerne beteilige ich mich hier mit einem weiteren Kommentar an dieser verdienstvollen Diskussionsinitiative. Ich halte mich dabei an den ungezwungenen, persönlichen Ton des ersten Texts und gehe von den folgenden Begriffspaaren aus: Geschichtswissenschaft und Nachbarfächer, Theorie und Methode, Wissenschaft und Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft.

Geschichtswissenschaft und Nachbarfächer

Die unterschiedlichen Wachstumsraten im human- und sozialwissenschaftlichen Feld sind ein seit Langem beobachtbarer Trend. Lutz Raphael lässt ihn um 1900 beginnen: «Die Geschichtswissenschaft musste hinnehmen, dass neue, jüngere Disziplinen im 20. Jahrhundert sich neben ihr und gegen sie durchsetzen konnten und Erklärungsansprüche des Faches infrage stellten. Hier ist vor allem an die vier Disziplinen Psychologie, Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaften zu denken, die alle an der Jahrhundertwende ihren Siegeszug antraten. Sie haben im Verlauf der letzten 100 Jahre immer mehr Terrain erobert, wenn es darum ging, soziale Massenphänomene der Gegenwart zu erklären und Prognosen für die Zukunft zu formulieren.»[2]

In absoluten Zahlen war natürlich auch das Wachstum der Geschichtswissenschaft unglaublich gross, besonders in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieses Wachstum trug massgeblich bei zu einer internen Spezialisierung und Pluralisierung des Fachs, die es immer schwieriger machten, die Übersicht zu wahren und sich mit dem Fach als Ganzem zu identifizieren. Für die mit Einzelfragen befassten Historiker und Historikerinnen erschienen die Nachbarfächer oft attraktiver und wissenschaftlicher als die herkömmlichen Vorgehensweisen der eigenen Zunft.[3]

Theorie und Methode

Theoretisch ist es aber nach meinem Dafürhalten nicht sehr schwierig, eine Kernkompetenz der Geschichte herauszustellen. Der pycho-sozio-politologisch-ökonomische Komplex lässt sich nämlich nur künstlich sezieren und auseinanderhalten, während die Geschichte auf die Zeitdimension als Alleinstellungsmerkmal verweisen kann. Marc Bloch, der sich stark an der interdisziplinären Diskussion beteiligte, bezeichnete die Geschichte bekanntlich als «science des hommes dans le temps».[4] Das ist (beziehungsweise wäre) eine starke Ausgangsposition, denn diachrone Abhängigkeiten und Kausalitäten sind in allen Lebensbereichen von unstreitiger Bedeutung und sie werden von den «systematischen» Nachbarfächern praktisch systematisch vernachlässigt. Allein mit synchronen Beziehungen empirischer und konzeptueller Art kann man Dynamik weder erfassen noch erklären – ein arges theoretisches Defizit.

Mit der Methode verhält es sich anders. Die Nachbarfächer verfügen oft über feste Datensätze und/oder feste Datenbeschaffungs-Strategien. So lässt sich das Vorgehen im Forschungsprozess relativ leicht systematisieren und standardisieren und als «Methode» herausstellen. Der historische Forschungsprozess ist dagegen in vielen Fällen explorativer Natur: Man kann zu Beginn noch nicht genau wissen, was man im Archiv oder anderswo finden wird. Wie soll man das Vorgehen also genau beschreiben?[5] Obwohl die meisten wissen, dass der Methodenpluralismus für das Fortkommen der Wissenschaften wichtig ist, gibt es einen gewissen Druck in Richtung Explizierung und Homogenisierung der Vorgehensweisen. Die HistorikerInnen sind meines Erachtens gut beraten, dem Trend im Rahmen des Möglichen nachzugeben und neue Formen der Methodenbeschreibung zu entwickeln.

Ich bin allerdings nicht sicher, ob dieser Punkt für die Bewilligungsquoten von Forschungsgesuchen eine entscheidende Rolle spielt. Das Ringen um die «richtige» Methode kann innerhalb der Nachbarfächer auch bis zur Selbstzerfleischung gehen, also ins Negative umschlagen. Wenn ihre Forschungsgelder

überproportional gewachsen sind, ist dies wohl mehr darauf zurückzuführen, dass sie überproportional viele Gesuche einreichen, was wiederum damit zusammenhängt, dass sie bei der Einrichtung von neuen Professuren im universitären Bereich besonders erfolgreich waren.

Wissenschaft und Kunst

Das Bundesamt für Kultur (BAK) ist «in den Bereichen Kulturförderung und -vermittlung, Heimatschutz und Denkmalpflege tätig, betreut die Bundes-Kunstsammlung, führt die Nationalbibliothek sowie elf Museen (inklusive Landesmuseum), und es sorgt dafür, dass die Interessen des Ortsbildschutzes und der Archäologie gewahrt bleiben». So liest man auf der Website. Es ist also klar, dass das BAK auch schon historische Forschung finanziert hat und dies wohl auch in Zukunft tun wird. Wissenschaft und Kunst sind schwer abzugrenzen. Es gibt vielerlei Kriterien, Zuweisungen, Übergänge.
Eine spannende Diskussion läuft gegenwärtig rund um die Hochschulen der Künste, die seit kurzem unter dem Primat der Forschung stehen. Alle sind «seit Bologna» angehalten zu forschen! Das heisst, dass die Kunst nun auch im «Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» vermehrt zur Sprache kommt, und wir gezwungen sind genauer zu überlegen, war wir tun, wenn wir «Wissenschaft betreiben» und «forschen». Ich bin gespannt auf die Resultate und Effekte dieser Diskussion.
Aber: Ist es nur ein Nachteil, wenn ein Fach auch Verbindungen zum Kunst- und Kulturbetrieb hat? Erhält es dadurch nicht auch eine öffentliche Präsenz und eine Ausstrahlung, die den computergestützten Methoden-Wissenschaften fehlen?

Wissenschaft und Gesellschaft

Mit dem Wachstum des Wissenschaftsbetriebs und der öffentlichen Förderung verstärkt sich der Ruf nach besserer Erfassung und Kontrolle der Resultate. Die Rede ist von «Output Monitoring». Das könnte auch eine Chance für die Geistes- und Sozialwissenschaften und besonders für die Geschichte sein. Während in den Anfängen der Projektforschung und der quantitativen Wissenschaftsforschung in den 1960er- und 70er-Jahren Bibliometrie und Zitationsanalyse mit einer sehr reduzierten Auswahl von Indikatoren das Feld beherrschten, kommen heute wesentlich mehr Indikatoren ins Blickfeld.
Im Sektor der Publikationen fragt man zum Beispiel vermehrt nach der Rolle von anderen Gattungen als dem kurzen Artikel in einem «hochrangigen Journal», der

bisher alles in den Schatten stellte. Die Journal-Produktion mag wissenschaftlich hoch angesehen sein, doch aus Sicht der Gesellschaft ist sie mehrheitlich problematisch, weil esoterisch. Wenn der Ruf nach gesellschaftlicher Bedeutung lauter wird, könnten sich die Reputationsskalen möglicherweise verändern, zugunsten der vielen historischen Veröffentlichungen, die sich nicht exklusiv an ein Fachpublikum richten. Vielleicht bin ich naiv und allzu optimistisch, doch wir könnten immerhin versuchen, bei der Ausarbeitung der Evaluationskriterien aktiv zu werden. Wiljan van den Akker hat mir aus dem Herzen gesprochen, als er kürzlich in diesem Zusammenhang sagte: "We should stop telling the world that we are only *different*. The most important thing is: let's take the lead ourselves."[6]

Anmerkungen

1 Monika Dommann, David Gugerli, «Geschichtswissenschaft in Begutachtung. Acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart», *traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2 (2011), 154–164.

2 Lutz Raphael, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, 18.

3 Zum Auseinanderdriften des Historikerfelds durch Wachstum, Spezialisierung und Pluralisierung: ebd., z. B. 175, 192, 219, 224 f.

4 Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien*, Paris 2002 (zuerst postum 1949), 52.

5 Michel Foucault stellte 1978 in einem Interview fest, dass er die Methode seiner Bücher jeweils erst im Nachhinein erfassen könne: «Mon travail terminé, je peux, par une sorte de regard rétrospectif, extraire de l'expérience que je viens de faire une réflexion méthodologique qui dégage la méthode que le livre aurait dû suivre.» Roger Chartier, «Foucault, lecteur de Foucault», in Ders., *Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude*, Paris 1998, 191–208, hier 199.

6 Wiljan van den Akker, «Yes we should; research assessment in the Humanities», *Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften* 2 (2011), 53.